

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 24 (1921-1922)

Artikel: Goethe als Demokrat
Autor: Ludwig, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-748985>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

GOETHE ALS DEMOKRAT

I

Realisten, die sich mit der Gestaltung der Wirklichkeit beschäftigen, gefallen sich gern darin, den Dichtern, da sie ihnen denn ein höheres Feld der Wirkung nicht zu nehmen vermögen, den Sinn für Realitäten milde abzusprechen und sie von der Gestaltung gegenwärtiger Zustände mit einem Hinweis auf ihr zeitloses Reich auszuschließen. Besonders in Deutschland ist dieser Gegensatz von Denken und Handeln, von Geist und Staat, könnte man sagen, beinah gesetzmäßig durch die letzten vier Jahrhunderte zu verfolgen: denn immer, wenn der deutsche Staat machtvoll nach außen, einig im Innern seine Stärke erwies, verkümmerte oder versteckte sich zumindest Kultur und Kunst, die in andern Völkern mit dem Wachsen staatlicher Geltung ständig aufzublühen pflegen; immer aber, wenn der deutsche Staat von inneren Unruhen geschüttelt, uneinig und zerfahren, zugleich nach außen machtlos oder gedemütigt ward, blühten Ideen und Werke empor, und ihre Träger wuchsen grade zu solchen Zeiten bis in den Luftraum der Jahrtausende.

Selten kam dem deutschen Staatsmann der Gedanke, im Dichter einen Propheten zu sehen, wie dies die Antike und wie es noch heute zuweilen romanische Völker tun; niemand fragte in großen Krisen der Nation nach seiner Meinung. Kann es verwundern, dass sich die „Dichter und Denker“ von den Schicksalen des nach ihnen genannten Volkes immer mehr zurückzogen? Sie spielten still für sich die kostbare Kammermusik ihrer Einfälle, während draußen das imperiale Orchester mit Pauken und Trompeten rasselte.

Auch für dieses deutsche Problem ist Goethe die zentrale Gestalt. Niemand ist stärker als er von seiner Zeit missverstanden worden, obwohl er sich achtzig Jahre lang darzustellen und zu erklären suchte, — vielleicht eben darum. Sein ungeheures Unternehmen, als Weltmann im Staate zu wirken, wurde missdeutet und blieb vergeblich. Der Geist der Revolution wurde von seiner Stellungnahme enttäuscht, der Geist der Reaktion nachher desgleichen. Da er meist das tat, was man nicht erwartete, enttäuschte er im öffentlichen Leben fast immer die Nation, und wirklich hat sich der Staat, den er als ein Weiser schmückte, nur einmal an ihn

gewandt: um ihm ein Festspiel, ein Siegeslied zu schreiben, wie man von einem dekorativen Maler den Putz eines Triumphbogens bestellt.

Erstaunlicher wirkt der Irrtum der Nachwelt, — oder welches Jahrhundert hätte ungoethischer gelebt als das neunzehnte? Wofern wir heute glauben, ihn besser zu begreifen, behaupten wir nicht, ihn ganz zu verstehen. Was er als Mensch, als Dichter den Deutschen bis zu dieser Wende unsrer Zeit bedeutet hat, und wie wir Jüngeren alte Anschauungen zu revidieren uns gedrungen fühlen, wurde an anderer Stelle versucht, ausführlich darzulegen. Heute und hier wäre vielleicht interessant, jene Missverständnisse aufzuklären, in deren Folge er von den streitenden Parteien der Gegenwart nach rechts wie nach links gezerrt, und bald von den Demokraten als Fürstendiener verschrien, bald von den Konservativen als nicht national genug bedauert wird, wobei seine Stellung in den Freiheitskriegen gern als eine peinliche Schwäche verhüllt zu werden pflegt. Vielleicht findet sich die Erklärung in der Polarität seines Wesens, in der Art des Dichters, die Welt zweistimmig zu hören.

II

Schon um die Zeit, als er den Kranz der prometheischen Dichtungen wand, war Goethe nicht ausschließlich revolutionär. Man sieht diesen jungen, dämonischen Menschen an den Säulen des Firmamentes rütteln, aber nicht an den Pfosten des Staates. Und grade in diesen Jugendjahren, für die man ihm heute gern die Erlaubnis erteilt, radikal gewesen zu sein, war er in Wahrheit weit konservativer gesinnt als im Alter. Im selben Jahr, als er *Prometheus* dichtet, schreibt er in den *Frankfurter Gelehrten Anzeigen*, die er mit seinen Freunden damals gründete, dieses politische Bekenntnis nieder: „Wenn wir einen Platz in der Welt finden, da mit unseren Besitztümern zu leben, zu ruhen, ein Feld, uns zu nähren, ein Haus, uns zu decken, haben wir da nicht Vaterland? Und leben nicht Tausende in dieser Beschränkung glücklich? Wozu nun das vergebene Aufstreben nach einer Empfindung, die wir weder haben können noch mögen? Römerpatriotismus! Davor bewahre uns Gott wie vor einer Riesengestalt! Wir würden keinen Stuhl finden, darauf zu sitzen, kein Bett, darin zu liegen.“

Woher sollten auch damals einem jungen deutschen Denker

politische Hoffnungen erblühen? In den sechzig Jahren seines Wirkens hat Goethe in Europa, doch eigentlich nicht in Deutschland, große politische Entwicklungen erlebt. Seine Heimat, ein zerstückeltes und wieder geflicktes Reich, im Grunde durch nichts als durch eine Sprache zusammengehalten, die er selbst erst neu umgestalten sollte, sah um 1770 nicht eben viel anders aus als um 1830: dumpf, machtlos, reaktionär. Da ist es nur natürlich, dass sich ein Bürgerssohn von hohen Gaben nach dem Adel umsieht, der ja damals in Deutschland noch Hauptträger der Kultur und jedenfalls beinah der einzige Mittler war, dem Geiste Geltung zu verschaffen. Eine enge, trübe Stadtgemeinde, die Pedanterie eines Kammergerichtes oder die Vorurteile einer Universität konnten den Jüngling, den ein gewaltiger Drang nach Wirkung erfüllte, weit weniger verlocken, als die elegante Einladung eines kleinen Fürsten, der ihm, grade weil er ein Dichter war, das Feld eröffnete, pragmatisch zu wirken.

Als Goethe den Entschluss gefasst hatte, — und er fasste ihn schon wenige Wochen nach seiner Ankunft in Weimar, — den großen Versuch selbständig politischen Bestrebens zu wagen, als er in sein Minister-Jahrzehnt eintrat, war ihm nach Lage seiner Gaben und seines Charakters weit mehr als nach den Forderungen seiner Zeit geboten, ein Demokrat zu sein, das hieß zu jener Zeit ein Staatsmann, der zwar absolut regierte, aber im Sinne des Volkes, ähnlich wie der große Friedrich in seinen letzten Zeiten.

Der Dichter übernahm aus freien Stücken das undichterischeste Ressort, hielt sich nicht etwa an die Verwaltung von Kunst oder Kultur, sondern fasste sogleich das Grundübel mit festen Griffen an: er wurde Finanzminister des kleinen Herzogtumes und zeigte schon in dieser Wahl seine Tendenzen an. Es sind sachliche und persönliche.

Was man an Beispielen für Goethes demokratische Grundgefühle als Minister anführen kann, ist zuweilen ungeheuer groß, zuweilen lächerlich klein, immer aber gleich wichtig als Symptom. Zehn Jahre lang hat er an dieser verantwortlichen Stelle gegen den Hof, gegen seinen Fürsten, gegen Verschwendung gearbeitet, hat dem Herzog, seinem Freunde und Mäzen sein Soldatenspiel, die Schwäche für preußischen Militarismus abzugewöhnen versucht, hat mit ihm um die Wildschweine vom Ettersberg gekämpft, in zahllosen Ein-

gaben, Briefen und Gesprächen erklärt, warum diese Eberjagden einzuschränken, ja zu unterlassen wären, damit dem Bauern sein Acker nicht verwüstet werde. Er ist so weit gegangen, dem Herzog, dessen Vermögen nach damaligen Normen mit dem Staatsvermögen zusammenfiel, seine persönlichen Einnahmen, die er als echter Rokokofürst immer überschritt, zu sperren, und hat dem Schatullier, damit er es seinem Herrn zeige, amtlich geschrieben, bis 1. April gebe er kein Geld mehr heraus und „wenn ich bis Johanni nicht in Ordnung bin, so muss ich abdanken.“

Zugleich hat er für Bürger und Bauern regiert, jahrelang als Kammerpräsident mit mehreren Regierungen gekämpft, nämlich mit drei Landtagen und drei bis vier Ständen, von denen keiner Steuer zahlen wollte, und immer wieder zur Hebung des Bauernstandes Reformen erdacht und vorgeschlagen. Goethe war der erste deutsche Staatsmann, der in großem Stile die weiten Latifundien der Grundbesitzer zerschlagen, zugunsten der Bauern aufteilen, Zwischenbesitzer und Händler einschränken, den Landbau entbürdnen wollte: ein Grundgedanke der französischen Revolution, ein volles Jahrzehnt vor ihr gepredigt; Kampf eines „Fürstendieners“ zugunsten des dritten Standes!

Auch persönlich gab er das Vorbild eines Volksmannes und stellt, entgegen einer allgemeinen, doch gänzlich haltlosen Anschauung, nicht einen Favoriten dar, der als Bürger den Fürsten schmeichelt, sondern einen Bürger, der ihnen Wahrheiten sagt. Freilich war er der Mann, jede Form zu wahren und viel zu sehr Künstler, um irgendeine Form zu verachten. Als er aber geadelt wurde, erklärte er sich „so sonderbar gebaut, dass ich mir bei einem Adelsbrief gar nichts denken kann“. Sechs Jahre lang lebt er als romantischer Einsiedler in einem Garten vor der Stadt, anstatt sich wie ein Parvenu ins Zentrum zu pflanzen, und als er schließlich in das große Haus geht, das dann ein halbes Jahrhundert lang Mitte seines Lebens bleibt, zieht er sich mit seiner Arbeit in zwei kleine Hinterstuben zurück.

Alles macht er persönlich. Es brennt in Apolda, und man stellt sich einen Minister vor, der andern Tages sich berichten lässt, was los war, Nothilfe einleitet, vielleicht sogar Abstellung gewisser Schäden bei der Feuerwehr erwägt. Goethe reitet als Minister nachts bis zu dem Städtchen, ergreift den Wasserschlauch, hilft löschen,

versengt sich in der Flamme die Sohle, aber so und nicht anders lernt er mit Augen und Ohren, woran es fehlt und kann dann praktisch richtige Verbesserungen einführen. Als in Jena Eisgang und Überschwemmung Schrecken verbreitet, fährt wieder der Minister hinüber, steht mit den Schäftestiefeln in Wasser und Eis, hilft, indem er studiert, studiert im Helfen. Kein Bergwerk wird errichtet, ohne dass er tagelang unter der Erde die Dinge prüft, keine Wollfabrik, ohne dass er nicht Muster und Stoffe mit aussucht.

Freilich ist ein solcher Arbeiter, der sich selbst nur selten einmal ein Stück Dichtung gönnt, streng wie gegen sich auch gegen die andern: Goethe will überall Ordnung, nicht Chaos und tritt drakonisch, mit der ganzen Autorität des Staates gegen Studenten auf, die in Jena die Gedanken einer Revolution propagieren, deren Grundsätze Goethe praktisch zum Teil vorweggenommen hat.

III

Denn alles an ihm ist Evolution, Entwicklung: seine Seele, seine Dichtung, seine Naturforschung. Schüler Voltaires und Diderots wie Friedrich der Große, praktischer Vorkämpfer ihrer demokratischen Ideen mehr noch als Friedrich, hat er doch genau wie dieser die Form der Gewalt immer abgelehnt, und will man Goethes Widerstand gegen die Revolution aus ihm selbst erklären, so braucht man sich nur seines erstaunlichen Wortes zu erinnern: „Ich will lieber eine Ungerechtigkeit begehen, als Unordnung ertragen.“

Er war kein Kämpfer, der Kampf seines Lebens spielte sich fast ganz in seinem Innern ab. Dieser Kampf gegen sein eigenes Chaos, Goethes Lebenswerk, musste ihn zum Gegner jeder chaotischen Verwirrung auch im Staate machen, und unabirrt um das Recht der neuen westlichen Gedanken, hat er ihre gewaltsame Erstrotzung, besonders aber ihre Übertragung auf Deutschland negiert, denn er wusste besser als seine Freunde, dass die Deutschen nun und niemals revolutionäre Menschen waren.

Hat er als Staatsmann die große Probe: Vorahnung eines weltgeschichtlichen Geschehens, bestanden?

Er hatte ja die Décadence der Fürsten zum Schaden der Völker in nächster Nähe en miniature gesehen. Zugleich hatte ihn die Halsband-Geschichte, auch die Erscheinung Cagliostros als Warnung berührt, und es ist acht Jahre vor Beginn der Revolution, dass

Goethe an Lavater diese prophetischen Worte schreibt: „Die Verdammnis, dass wir des Landes Mark verzehren, lässt keinen Segen der Behaglichkeit grünen. Ich flicke an dem Bettlermantel, der mir von den Schultern fallen will... Ich habe Spuren, um nicht zu sagen Nachrichten von einer großen Masse Lügen, die im Finstern schleichen. Glaube mir, unsere moralische und politische Welt ist mit unterirdischen Gängen, Kellern und Kloaken miniert, an deren Zusammenhänge wohl niemand denkt und sinnt. Nur wird es dem, der davon einige Kundschaft hat, viel begreiflicher, wenn da einmal der Erdboden einstürzt.“

Während Goethe praktisch und theoretisch solche Vorblicke in eine erschütterte Zukunft warf, jubelten rings um ihn Herder und Knebel, Kant und Fichte, Wieland und Klopstock, Bürger und Stolberg der neuen Bewegung zu.

So wird erklärlich, dass Goethe, die neuen Ideale im Herzen, dennoch mit der alten Armee marschiert und dies buchstäblich, denn als sein Herzog als preußischer General mit der deutschen Söldnerarmee gegen das erste große Volksheer der neuen Geschichte ins Feld zieht, ist sein Minister an seiner Seite und trägt formell dazu bei, einer überlebten Legitimität gegen die Zukunft wieder aufzuhelfen. Dabei blieb er freilich ganz unkriegerisch, immer abgeneigt einer Gewalt, die um ihn herum tobte. Goethe, der sich im Felde ziemlich gelangweilt hat, seine Farbenlehre studierte, Briefe und Skizzen schrieb, schilderte den Zustand mit wahrhaft mephistofelischer Skepsis: „Man spielt den Kühnen, Zerstörenden, dann wieder den Sanften, Belebenden. Man gewöhnt sich an Phrasen, mitten in den verzweifeltesten Zuständen Hoffnung zu erregen. Hieraus entsteht eine Art von Heuchelei, die einen besonderen Charakter hat und sich von der pfäffischen oder höfischen ganz eigen unterscheidet.“

Dennoch hat er in zwei großen Momenten aufs Neue das demokratisch-gerechte Grundgefühl seines Herzens im Kriege erwiesen. Als die mit freiem Geleit entlassenen Jakobiner die Festung Mainz verlassen und ein wütender Haufe dennoch ihren Führer lynchen will, tritt Goethe als Zuschauer heftig dazwischen, fährt die Leute an, macht ihnen ihre Pflichten klar und rettet diese Revolutionäre, die seine politischen Gegner sind.

Als 1792 nach der Schlacht bei Valmy — in derselben Marne-

gegend, wo 122 Jahre später aufs neue die Entscheidung fiel — der Stab des geschlagenen deutschen Fürstenheeres beim Lagerfeuer zusammenhockt und jeder um seine Meinung befragt wird und jeder hoffnungsvoll oder verzweifelt erwidert, ist Goethe der einzige Zivilist im Kreise, zugleich der einzige Prophet: er wagt es, und sagt am Abend der entscheidenden Niederlage den ergrimmten Führern ins Gesicht: „Von hier und heute schreibt sich ein neuer Abschnitt der Geschichte, und Ihr könnt sagen, Ihr seid dabei gewesen!“

Ja, da ist er wieder, der große innere Dialog, den Goethe den Ereignissen ablauscht: denn er ist für den Inhalt der neuen Forderungen so entschieden wie gegen die Form ihrer Erkämpfung, und wenn er sich von seinen Freunden, den Dichtern und Philosophen nicht zur Bejahung der Revolution verführen lässt, so lässt er sich doch auch nicht von den Legitimen fangen und lehnt, zum großen Staunen der auf ihn rechnenden konservativen Elemente, den Beitritt zu einer Art geistigen Fürstenbundes ab, den damals der Freiherr von Gagern mit ihm schmücken will.

Nirgends hat er das Zwiegespräch jener Epochen heller, geistvoller skizziert als in dem Zwiegespräch ihrer Vertreter, die in dem fragmentarischen Drama, *Die Aufgeregten* einander so begegnen:

„*Gräfin*: (aus der Pariser Revolution zurückkehrend) Seit ich bemerkt habe, wie sich Unbilligkeit von Geschlecht zu Geschlecht leicht aufhäuft, wie großmütige Handlungen meist nur persönlich und der Eigennutz allein gemeinsam erblich wird, seit ich die menschliche Natur ... aufs unglaublichste gedrückt und erniedrigt und doch nicht vernichtet gefunden habe, so nahm ich mir fest vor, jede Handlung, die mir unbillig scheint, selbst streng zu meiden und unter den Meinen, in Gesellschaft, bei Hof, in der Stadt darüber meine Meinung laut zu sagen. Zu keinem Unrecht will ich mehr schweigen, keine Kleinheit unter großem Schein ertragen, — und sollt ich auch unter dem verhassten Namen einer Demokratin verschrien werden!

Hofrat: ... Es ziemt Ihnen, Ihrem eigenen Stande Widerpart zu halten. Ein jeder kann nur seinen eigenen Stand beurteilen und tadeln. Doch eben weil ich ein Bürger bin, der das große Gewicht des höheren Standes im Staate anerkennt, bin ich unversöhnlich gegen die kleinlichen Neckereien, gegen den blinden Hass, der nur aus eigener Selbstigkeit erzeugt wird, prätentios Prätentionen bekämpft und, ohne selbst Realität zu haben, da nur Schein sieht, wo er Glück und Folge sehen könnte. Jawohl! Wenn alle Vorzüge gelten sollen, Gesundheit, Schönheit, Jugend, Reichtum, Verstand, Talente, Klima: — warum soll der Vorzug nicht auch Gültigkeit haben, dass man von einer Reihe tapferer, ehrenvoller Väter entsprungen ist. Das will ich sagen, wo ich Stimme habe, und wenn man mir auch den verhassten Namen eines Aristokraten zueignet!“

Noch im höchsten Alter hat Goethe diese Gedanken als sein politisches Bekenntnis jener Zeit bestätigt und in sehr bitteren Worten zugefügt, wie sehr man ihn darum von beiden Seiten verunglimpt hätte.

IV

Goethe hat immer realistisch gedacht, aber idealistisch gehandelt (von Schiller könnte man das umgekehrte erweisen), und so ist es natürlich, dass er, der mit Zwanzig gegen Österreich und für Preußen nur um des genialen Königs willen optiert hat, zwischen Fünfzig und Sechzig für Napoleon eintreten musste und gegen Deutschland. Ihm hat er sogar seinen Ursprung aus der Revolution verziehen, wie ein Fürst einer herrlichen Frau ihre Abstammung aus dem Volke nachsieht. Die Begegnung beider Männer vom 2. Oktober 1808 — vorbereitet durch ein Jahrzehnt begeisterter Beobachtung von Goethes und durch siebenmaliges Lesen des *Werther* von Napoleons Seite — müsste in allen Schulen Frankreichs und Deutschlands auf Grund mehrerer Memoiren gelehrt werden: zwei Brüder, die sich die Hände reichen, die stärksten Geister ihres Jahrhunderts.

Alle wissen, wie Goethe diese Stunde als eine seiner größten erfasst und geschildert hat; Wenige, wie auch Napoleon den Augenblick niemals vergaß und noch auf der Flucht aus Russland, in Sorge und Not, ihm einen Gruß bestellen ließ. Auch dann noch ist der Dichter dem erwählten Helden treu geblieben und hat sich weder durch die Dichter dritten Ranges, die gegen Napoleon fochten und schrieben, — Kleist war die einzige Größe — noch durch die Not seines Volkes im weltgeschichtlichen Urteil beirren lassen. Er, den eine europäische Kultur weit tiefer bewegte als das Problem Preußen-Deutschland, trauerte noch, als der Feind seines Vaterlandes fiel, und verschleierte kaum seine Gefühle in jenem wenig bekannten Epilog zu Dyks Drama *Graf Essex*, den er während der drei Tage der Völkerschlacht von Leipzig als einen Epilog auf Napoleon schrieb.

Wie war das möglich, fragen die erschreckten deutschen Goethe-Verehrer, dass er in einem geistigen Sinne so sein Vaterland verriet? Weil sie kleine Leute waren, ist die Antwort, diese Legitimen, die Napoleon schlügen. Denn niemals war Goethe revolutionärer

als in der Zeit der Freiheitskriege, wo er mit seinem ganzen Gefühl gegen die Legitimen eintritt für den Sohn der Revolution, der der Feind seines Vaterlandes ist! Er hatte darin in Europa vielleicht nur Einen gleichgewachsenen Parteigänger, jenen Lord Byron, der auf Napoleons Seite über Waterloo trauert, weil sein Volk, weil England ihn besiegt hat.

V

Als praktischer Staatsmann ist Goethe auch im Alter Autokrat geblieben: er hätte, als ein König, wie Friedrich, vielleicht wie Josef II. regiert, keineswegs aber eine Verfassung, die er selbst innerlich täglich gab und übte, auch äußerlich und formal gegeben. Deshalb stellte er sich in den Jahren nach der Befreiung Deutschlands gegen seinen Herzog, der nach dem Wiener Kongress als der erste dem Lande eine Verfassung gab. Hatte er nicht vor dreißig Jahren seine Erfahrungen mit den Landtagen machen müssen? Böse und kalt dachte er jetzt von allen Volksvertretungen, und was Bismarck die Schwatzbude nannte, das verdross den alten Goethe in dem Gedanken: jeder Strumpfwirker von Apolda könne ihm, der nun Kultusminister war, beim Ankauf einer Antike dreinreden.

Mit der Verfassung kam die Pressfreiheit in das kleine Land, lauter neue Journale wanderten aus dem reaktionären Preußen nach dem demokratischen Jena hinüber, und der Herzog, der die Folgen seiner raschen Entschlüsse meist zu spät bedachte, stand entsetzt vor Angriffen, die er selbst freigegeben. Die Enttäuschung der Jugend, da die Freiheitskriege keine Freiheit geschaffen, von Goethe vorausgesagt, schuf eine dumpfe Atmosphäre und drängte nach Entladung.

Goethe ironisiert indessen „die Insel der Monarchomanen“, von denen er diese Legende erfand: „Es war ein altes Reichsgesetz, dass der Landmann für seine Mühe einen Teil der erzeugten Früchte genießen soll, doch war ihm bei schwerer Strafe untersagt, sich satt zu essen. Und so war diese Insel die glücklichste in der Welt: der Bauer hatte immer Appetit und Lust zur Arbeit, die Vornehmen, deren Magen sich meist in schlechten Umständen befanden, hatten Mittel genug, ihren Gaumen zu reizen, und der König tat oder glaubte wenigstens immer zu tun, was er wollte.“

Auch in andern Formen und Feldern wurde derselbe Goethe, dem die Studenten reaktionäre Gesinnung vorwarfen, vielmehr zum Satiriker dieser Reaktion, und während die jungen Leute sangen:

„Gottseidank, dass uns so wohl geschah,
Der Tyrann sitzt in Sankt Helena!“

fügte der Alte die Verse hinzu:

„Doch ließ sich nur der Eine bannen.
Wir haben jetzt hundert Tyrannen.“

Als es schließlich zum unvermeidlichen Zusammenstoß kam, als ein paar hundert deutsche Studenten auf der Wartburg zur Lutherfeier, vor der Goethe als Minister den Herzog vergeblich gewarnt hatte, auf einem Scheiterhaufen die verhassten konservativen Schriften verbrannten: da schlug der Feuerschein dieses kleinen Holzstoßes wie ein Riesenbrand bis nach Wien, Paris und Petersburg, Frankreichs und Russlands Herrscher fürchteten neue Revolten gegen ihre Throne, der allmächtige Hardenberg kam aus der Hofburg eigens angefahren nach diesem Weimar, das als Sitz eines gefährlichen Freisinns galt. Zu einer Krisis des Staates, ja wahrhaft zur Gefahr für die Dynastie Karl August wuchs sich die kleine Affäre aus. Was tat Goethe?

Er hielt es mit der Jugend. Zwar spielte er den steifen Minister, das musste er wohl, als der Delegierte der angeklagten Studenten vor ihm stand. Aber sein altes Herz schlug verjüngt gegen den silbernen Stern auf seiner Brust, und kaum war der junge Mensch aus dem Zimmer, so schrieb der Alte: „Ich wäre ihm am liebsten um den Hals gefallen und hätte ihm gesagt: sei doch nicht so dumm! ... Nun muss ich sorgen, Pülverchen geben, dass meinen lieben Brauseköpfen nichts passiert!“ So steht er in einer symbolischen Affäre auch hier zwischen den Parteien, wird von beiden beschimpft und leidet das Schicksal eines tapferen Demokraten, der Freiheit und Ordnung verbinden will.

VI

Unter solchen gelegentlichen Zwischenfällen reiften Goethes letzte große soziale Gedanken aus. Unaufhaltsam, unbestechlich, rückt er zu den beiden Idealen der Zukunft vor: Demokratie im Innern, Völkerbund nach außen.

Die Wanderjahre, mehr eine große Speisekammer als ein

Roman, zugleich das politisch-soziale Testament des Dichters, manchmal langweilig, formal unvollkommen, geben Goethe die Möglichkeit, nun im Alter alles theoretisch klar zu sagen, was er in der Jugend praktisch unklar wollte. Hier ist die Blüte goethischer Weltweisheit. Praktisch war ihm, als Staatsminister eines kleinen Ländchens vor der Revolution, es war ihm nach Zeit und Ort misslungen, die Gedanken des neuen Jahrhunderts vorweg zu gestalten. Nun wirft er sie als Lehre bildhaft an die Wand:

Zunächst ist dies ein Geist, der im Alter der Vollendung die Macht verehrt, doch keineswegs die legitime. Es ist Wellington, von dem er jetzt im Alter sagt: „Wer die höchste Gewalt besitzt, hat Recht.“ Und in den *Wanderjahren* heißt es gleichzeitig: „Welches Recht wir zum Regieren haben, danach fragen wir nicht: wir regieren. Ob das Volk ein Recht habe, uns abzusetzen, kümmert uns nicht, wir hüten uns nur, dass es in diese Versuchung komme.“

Ein andermal, bei Tische: „Ich stelle mich höher, als die gemeinen platten Politiker und spreche es ruhig aus: Kein König kann Wort halten, stets muss er den gebietenden Umständen weichen. Die Polen wären doch untergegangen, mussten nach ihrer verwirrten Sinnesweise untergehen. Sollte Preußen mit leeren Händen ausgehen, während Russland und Österreich zugriffen? Für uns arme Philister ist die umgekehrte Handlung Pflicht, nicht für die Mächtigen der Erde.“ Da hat man, zwei Monate vor seinem Tode, ausgesprochen: ein goethisches Gredo, als wenn es von Nietzsche käme.

Und doch bewegen ihn zugleich die stärksten Visionen des 20. Jahrhunderts: Weltbund nach außen, nach innen Sozialismus, Kooperation. In der idealen Provinz seiner *Wanderjahre* steht dies alles ausführlich zu lesen, auch in den letzten *Gesprächen*; wir zitieren nur ein paar Beispiele:

„In solchem Sinne dürfen wir uns in einem Weltbund begriffen ansehen. Einfach groß ist der Gedanke, leicht die Ausführung durch Verstand und Kraft. Einheit ist allmächtig, deshalb keine Spaltung! Alle brauchbaren Menschen sollen in Bezug zueinander stehen... Es gibt keine patriotische Kunst oder Wissenschaft. Beide gehören wie alles Hohe und Gute der ganzen Welt an und können nur durch allgemeine freie Wechselwirkung aller zugleich Lebenden gefördert werden... Der Patriotismus, sowie ein persönlich tapferes

Bestreben habe sich so gut wie das Pfaffentum und der Aristokratismus überlebt... Jetzt, wo man überall beschäftigt ist, neue Vaterlande zu erschaffen, ist für den Unbefangenen, der sich über seine Zeit erhebt, das Vaterland nirgends und überall... Auf der untersten Stufe der Kultur wirkt der nationale Hass am stärksten. Es gibt aber eine Stufe, wo er ganz verschwindet und wo man gewissermaßen über den Nationen steht, um Glück und Wehe seines Nachbarvolkes zu empfinden, als wäre es dem eigenen begegnet.“

Die gleiche zukunftsvolle Grundidee bewegt ihn am Ende seiner Bahn auch im sozialen Problem, und es heißt, neben dem berühmten — heute müsste man ja sagen — berüchtigten kommunistischen Liede, an einer benachbarten Stelle der *Wanderjahre*: „Wird der einzelne Besitz von der ganzen Gesellschaft für heilig erachtet, so ist er es dem Besitzer noch mehr. Gewohnheit, Jugend-eindrücke und hunderterlei Dinge sind es, die den Besitzer starr und gegen jede Veränderung widerstrebend machen. Je älter der gleichen Zustände, um so schwieriger wird es, das allgemein durchzuführen, was, indem es dem Einzelnen etwas nähme, dem Ganzen und so auch jedem Einzelnen wieder zugute käme.“

VII

Niemand darf fragen: Wie würde Goethe heute politisch handeln? Denn selbst auf Bismarck ist diese Frage, selbst auf ein Menschenalter falsch abgestellt; jeder große Staatsmann tut im neuen Augenblicke, vollends in einer Epoche der Wandlung, das Neue, Unerwartete. Keine Partei darf darum den Dichter heute für sich reklamieren, der sich im Leben keiner verschworen hat. Gegenüber den Entstellungen aber, die Goethes Bild, auch das politische, in Deutschland seit hundert Jahren verwirrt haben, muss es erlaubt sein, ihn an dieser Zeitwende zu fragen, was er uns lehrt, da er selbst an einer andern gestanden hat. Nutzlos und bis heute unbelebt liegt seine Lehre in seinen Büchern, doch auch in der Geschichte seines Lebens begraben. Sucht man sie auf, so findet man:

Persönlich das Vorbild eines entsagenden Staatsmannes, der alles Detail studiert, nie von oben regiert, alles selbst zu machen, mindestens zu wissen sucht, nie Vorteile für sich erstrebt und frei von aller Eitelkeit die Sache will.

Geistig einen Politiker, der immer für Evolutionen, nie für Revolutionen, das heißt für den Fortschritt jeder Gedankenfreiheit, doch mit den Mitteln des Gedankens eintritt. Man findet ferner einen Politiker, der gegen schwache Legitime, für starke Emporkömmlinge, also für die Auswahl und Herrschaft der Besten aus dem Volke wirbt. Man findet einen Volksfreund, der gegen Glanz und Verschwendug einzelner Reicher, für den Ausgleich Aller; einen Völkerfreund, der gegen Krieg und Nationalismus, für den Bund aller Völker kämpft.

Ausgleich der Klassen und Ausgleich der Rassen: diesen beiden politischen Idealen unserer Zeit galt Goethes Bestreben.

ASCONA

EMIL LUDWIG

□ □ □

DER DICHTER IN ZEITEN DER WIRREN

Ein deutscher Dichter, mit Namen von lauterstem Klang, ein Dichter voll Zucht und Würde, von priesterlicher Feierlichkeit umhüllt, erhebt seine Stimme und spricht zum Volke. Es ist die Stimme Stefan Georges, der in dieser schwersten Stunde Deutschlands der Verkettung mit dem Schicksal seiner Nation nachtastet und über die Sendung des Dichters im Gewühl aller Mächte sinnt. Ungebrochene Zusammengehörigkeit schien bewusst zu werden, dergestalt, dass George¹⁾ *Drei Gesänge* sang, die dem heutigen Geschlecht des Sängers Sein und Suchen künden wollen.

Bedarf es wirklich kunstvoller Verse, die Stellung des Dichters abzustecken, wenn das Gleichmaß im Fluss der Zeiten für die Allgemeinheit gestört wird und jeder Einzelne seine Position untergraben und in irgendeiner Richtung verschoben fühlt? Eine Umformung der dichterischen Aufgabe dürfte Selbstverständlichkeit werden, da alle Welt, mit Willen oder hilflos fortgerissen, der großen Umwälzung keinen Widerstand zu bieten hat. George sieht die Dinge mit den Augen des Weltabgewandten, für den der Dichter von jeher ein Außenstehender war.

¹⁾ Bei Georg Bondi, Berlin 1921.